Meine Lehrjahre

Verena Näf-Hirzel

1. Teil: Lehrjahre in Küsnacht

Berufswahl

Meine Kinderjahre waren geprägt von Baustellen. Allen Mitjahrgängern erging das so. In den 1960er-Jahren gab es ein fast atemberaubendes Wachstum an neuer Bausubstanz und am dafür nötigen Geld, als ob Frau Holle ihren Goldsegen über unser Dorf ausschüttelte. Am Mittagstisch erzählte der Vater von den Grossprojekten der Gemeinde, zu denen er als Protokollführer nahen Zugang hatte. So gab es an Sonntagen manchen abenteuerlichen Familienausflug auf die entsprechenden Areale. Gelbe Schutzhelme gab es noch nicht. Überhaupt waren unsere Eltern, wie wir alle, viel weniger ängstlich. Dafür umso neugieriger.

Persönlich sehr geprägt hat mich *«das Erlebnis Bauen»* am hautnahen Dabeisein bei der Entstehung der Einfamilienhaussiedlung Alderwies. Dank der Hilfe der Grosseltern und dank familienfreundlichen Konditionen von Gemeinde und Eigenheimgenossenschaft wagte auch unsere Familie den aufregenden Schritt zum Hausbesitz. Wie unvorstellbar hoch war die Kaufsumme von 80 000.– Franken für uns! Und wie unendlich lang kamen uns 60 Jahre Nutzungsrecht auf dem Grundstück vor!

Riesig erschien mir die Baugrube. Enttäuschend klein dann das darin eingebettete Kellergeschoss. Und wie gross wurden die Räume in den übrigen Geschossen wieder, als sie frisch vergipst endlich im hellen Sonnenlicht erstrahlten! Da hat mich das Baufieber gepackt. Und die Einrichtungslust. Bekam ich doch mit 13 mein erstes eigenes Zimmer, das ich immer wieder mit grosser Freude neu und etwas anders «einrichten» durfte. Es war klar: Ich wollte Architektin werden.

Lehrbetrieb

Das Baugewerbe florierte. Lehrstellen gab es *en masse.* Etwas schulmüde wollte ich den Beruf von «unten» herauf kennenlernen. Zudem war ich ein Mädchen. Ein langes Studium in einem Männerberuf anzustreben, schien mir vermessen. An der Gewerbeschule mit fast 250 Hochbauzeichnerlehrlingen in meinem Jahrgang waren wir aber immerhin schon gegen 10 Mädchen! Und es gab Weiterbildungsaussichten, Auslandperspektiven, Schweden zum Beispiel.

Vom Berufsalltag hatte ich, ehrlich gesagt, wenig Ahnung. Dank meinen Zeichnungen und meinen Zeugnissen wurde ich im ersten Anlauf eingestellt. Mir kam es nicht aussergewöhnlich vor. Ich war stolz auf die sorgfältige Schulbildung, die ich erhalten hatte. Und so zog ich guten Mutes jeweils am Montagmorgen meine frische weisse Berufsschürze an, und mit ihr auch den Ernst des Alltags. Gerade war ich 16 geworden. Es war Sommer 1963. Mit dem Velo fuhr ich fast bei jedem Wetter von der Alderwies an die Bellerivestrasse ins Seefeld. Und über Mittag wieder zum familiären Mittagstisch – hin und zurück. Im Bürohaus gab es drei Stockwerke. Im Erdgeschoss residierten der Chef und die Entwurfsar-

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

chitekten. Im ersten Stock arbeiteten die Zeichner, die Techniker und die Lehrlinge sowie die zwei Sekretärinnen. Und im Dachgeschoss, schon nahe am Himmel, arbeiteten die Praktikanten, die Studenten und die Wettbewerbsnachtarbeiter. Im Keller war das Archiv und der Druckraum. Noch gab es keine Kopierer. Das Aufziehen der feinen Wachsmatrizen und das richtige Einstellen der Druckerschwärze erforderte einiges an Geschick. Der Einstieg ins erste Lehrjahr war nicht ganz einfach. Am Mittwoch und am Donnerstag war Gewerbeschule. Um 7.00 Uhr begann der Unterricht. Das waren lange Tage, besonders im Winter. An den anderen Tagen, so um halb neun am Morgen, musste ich die Znüniwünsche von gegen 30 Mitarbeitern erfragen und dann schnellstmöglich die verschiedenen Brötchen wieder an die richtigen Tische bringen inkl. Retourgeld. Da kannte ich schnell die besten Bäcker im Seefeld und lernte, was eine effiziente Abrechnung ist. Und am Freitag durfte ich stundenlang die vielen diffizilen Rapidographen (Tuschewerkzeuge) reinigen, nicht nur meine. So hatte ich ständig schwarze Fingernägel. Ich lernte, was ein tüchtiger Bleistiftstrich ist, wie man den Fixpencil dreht und die Mine spitzt, ohne dass diese bricht. Auch verstand ich mich bald auf den Umgang mit Transparentpapieren und Rasierklingen (zum Radieren der Tusche). Langsam öffnete sich mir die geheimnisvolle, faszinierende Welt des Planens und Bauens mit all ihren 1000 Facetten. Ich bekam Einblicke in viele interessante Projekte, die das Büro des Küsnachter Architekten Walter Niehus bearbeitete. «Mein» Büro!

Vorbilder – Zeitgeist

Gleich über unserem Chef, den ich im übrigen nur selten zu Gesicht bekam, stand für mich ***Le Corbusier!*** Schon die dunkle Brille, die beide trugen, liess keinen Zweifel daran aufkommen. Corbusiers Credo war uns Wegweiser. Noch war die Welt am Wiederaufbau. Der Krieg hatte den Blick für Neues, «Fremdes» geöffnet. Bewegung hatte alle Länder erfasst. Der Dirigent bei diesem Prozess war der Architekt. Es war die Ära der grossen Bauprojekte. Lichtvoll und mächtig sollten sie sein und fröhliche Harmonie verbreiten. Dem Himmel, der Sonne und den Bäumen standen in kreativer Weise Stahl und Beton gegenüber. Das Mass aller Dinge war der bewusste Mensch. Und für sein Glück war der Architekt zuständig. Es gab gigantische Probleme zu lösen. Das Haus wurde zur praktischen Maschine zum Wohnen. Das Auto zur praktischen Maschine zum Fahren. Für beides musste die Welt neu geplant werden.

Höhepunkt im Jahr 1964 war der kollektive Büroausflug an die Landesausstellung in Lausanne. Mit dem Zug und im Speisewagen fuhren wir hin! Zur Eröffnung läuteten alle Kirchenglocken im Land. Auf 600 000m² war der Teppich der Heimat ausgebreitet, wurden wir aufgefordert, über die Schweiz und ihre

«Die wehrhafte Schweiz» an der Landesausstellung «Expo» 1964 in Lausanne.

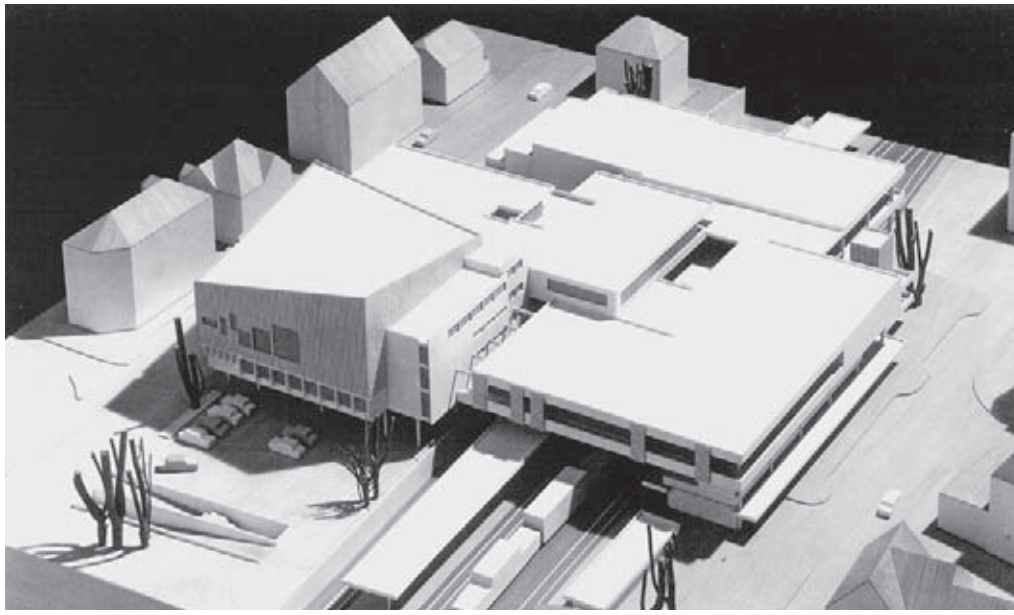
Errungenschaften, über ein frohes und sinnvolles Leben nachzudenken. Was für eine Wegzehrung! Vom vorangegangenen aufreibenden Kraftaufwand für Ideen und Aufbau dieser Ausstellung hatten wir keine Vorstellung.

Nebst all diesen Fortschrittskräften standen wir mitten im kalten Krieg. Die Polarisierung fand nicht nur zwischen Amerika und Russland statt. Sie erfasste weite Kreise und auch unsere Gedanken. Was sich früher zwischen oben und unten aufspannte, zerrte nun zwischen links und rechts an uns. Das vergrösserte zwar den Bewegungsraum, war aber anstrengend, machte vieles komplizierter. Gab bisweilen ein Gefühl, mit angezogenen Bremsen vorwärts zu stürmen.

Lehrzeit

Persönlich war der hohe berufliche Anspruch zusammen mit den Anforderungen des Erwachsenwerdens kaum zu bewältigen. Ausserdem gab es da noch das Musizieren, die Pfadi und die Jugendgruppe. Dort wollte ich eigentlich meine Zeit verbringen! Stattdessen versuchte ich, alle Wünsche unter einen Hut zu bringe, die Spannungen, auch im Elternhaus, auszuhalten.

Je mehr ich die Projektarbeit zu verstehen begann, lernte ich, dass auch auf dem Weg zum erfolgreichen Bauen viele Hindernisse liegen konnten. Zwar gab es Wettbewerbserfolge, auch Einweihungen, an denen ich mich mitfreuen durfte. Aber auch konträre Sichtweisen, neue Prioritäten, abgebrochene Planungen. Viele Projekte, an denen oft auch am Wochenende gearbeitet wurde, blieben zunächst auf der Strecke oder landeten im Papierkorb. Gerade hatten wir in der Modellwerkstatt am Projektmodell für ein neues Zentrum rund um den Bahnhof Küsnacht gebaut. Die Idee erschien uns kühn und zeitgemäss.



Modell vom Vorprojekt Überbauung Bahnhofareal 1965 u.a. von Arch. Walter Niehus.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Dafür war eine Delegation des Gemeinderates mit Fachleuten und dem Präsidenten des Gewerbevereins extra nach Stockholm gereist, um die Wirkung der dort schon üblichen «Shopping Centers» zu studieren. Ein solches sollte mit der Überbrückung der Geleise die durch die Bahn getrennten beiden Dorfteile wieder zusammenfügen, die durch den Fortschritt verursachte Wunde im Dorfgefüge wieder heilen. Vieles war schon erarbeitet. Noch gab es aber keine einfache, bezahlbare Lösung für diese komplexe, grossangelegte Aufgabe.

Eine massive Lebensmittelvergiftung brachte mich unverhofft an eine existenzielle Grenze. Gesundheitliche Folgen liessen meine Leistungen sinken. Da wurde ich ins Büro des Abteilungschefs zitiert. In einem Jahr stünde die Lehrabschlussprüfung an. Als Chef eines renommierten Büros könne er es sich nicht leisten, einen Lehrling durch die Prüfung fallen zu lassen. Mir wurde vorgeschlagen, ein Jahr zu wiederholen oder einen fraulicheren Beruf zu wählen. Da erwachten augenblicklich meine Lebensgeister! Kurzerhand wechselte ich die Lehrstelle. Ein anderer Küsnachter Architekt – auch im Seefeld – war bereit, mir eine Chance zu geben. Da ich eine gute Schülerin war, fleissig lernte und im kleineren Büro viel näher mit der praktischen Umsetzung der Planungsarbeit in Berührung kam, holte ich das verpasste Lernziel schnell wieder nach. Stolz brachte ich 1966 mein eidgenössisches Fähigkeitszeugnis, das fast wie ein Schweizerpass aussah, nach Hause. Die Durchschnittsnote 5,2 war der drittbeste Abschluss. Der erste Teil der Lehrjahre war geschafft!

Eidgenössisches Fähigkeitszeugnis 1966.

2. Teil: Lehrjahre in Basel

Aufbruchstimmung

Aus heutiger Sicht sind Lehrjahre auch «das ganze Leben». Eine Fülle von kleinen Schritten. Für uns Junge tat sich jedoch zunächst Grosses. 1968 und die darauf folgenden Jahre bliesen mit einem rauen Wind durch unsere Stuben und rüttelten an unseren Idealen. Viel Ballast in Kopf und Gemüt wurde über Bord geworfen.

Nach kurzen Jahren in Basel zog ich, wie viele damals, mit meiner kleinen Tochter aufs Land in ein altes Baselbieter Bauernhaus. Diese Rückbesinnung auf jahrhundertealte Tätigkeiten wie Heizen mit Holz, das Bewirtschaften eines grossen Gemüsegartens, das Zusammenleben mit Tieren, brachte mich auf den Boden zurück und in Kontakt mit den Ursprüngen aller Planung. Im kleinen Dorf bekam ich bald die Chance, den Kindergarten, die Gemeindeverwaltung, den Gemeindesaal zu renovieren. Das war wegweisend für viele spätere Jahre: lehrreiche Arbeiten im Bereich Umbau, Umnutzung, Erhaltung historischer Substanz, Anbauten, Weiterbauten und hin und wieder auch ein Neubau.

An der Kunstgewerbeschule in Basel, wo ich zunächst als Studentin für Innenarchitektur aufgenommen worden war, wurde ein ganz neues Berufsbild geboren: statt Formen und Details von Schränken und Stühlen zu entwerfen, beschäftigten wir uns mit Stadt-

gestaltung, planerischen Entwicklungsprozessen und basisdemokratischen Familiensiedlungen. Und mit der politischen Verantwortung der gestaltenden Gilden. Wir trauten uns viel zu. So war das Thema meiner Diplomarbeit 1975 nichts weniger als eine Neugestaltung des Stadtcasinos am Barfüsserplatz im Herzen von Basel. Das hat mir zwar viele Türen geöffnet, befreite mich aber nicht davon, anschliessend ganz bescheiden Schritt für Schritt in eine dauerhafte berufliche Selbständigkeit hineinzuwachsen.

Sich bewähren

In den 80er-Jahren zog ich vom Land wieder zurück nach Basel. Meine Aufgaben änderten sich. Inzwischen war mein kleines Büro gewachsen. Ich begann Lehrtöchter auszubilden, zunächst noch mit Reissschiene und Stift. Einige Jahre unterrichtete ich im Nebenamt Berufskundefächer an der Bauabteilung der Allgemeinen Gewerbeschule. Wie hatte sich die Bauwelt seit meiner eigenen Ausbildung verändert! Die Arbeitsprozesse wurden von einer Rationalisierungs- und Normierungswelle erfasst. Die lange gewünschte Effizienzsteigerung und Vereinheitlichung in den Bauberufen sollte damit erreicht werden. Zunehmend standen finanzielle und baujuristische Aspekte in Konkurrenz zu Idee, Funktion und Schönheit. Von Generalisten wurden wir zu Spezialisten, die Aufgaben dafür komplexer, aufwendiger und anspruchsvoller.

Vermehrt durfte ich für öffentliche Institutionen planen und bauen. Meist gab es grosse Wünsche und wenig Geld. Das zwang mich, immer wieder das Essenzielle zu suchen. Schon 1990 durfte ich in Basel eine Kirche in ein von vielen Institutionen getragenes «Kurs- und Freizeitzentrum für Flüchtlinge» (Heute «K5» Basel) umbauen. «Wenig Geld zu haben, ist unglaublich gut für die Kreativität» meinte kürzlich Doris Stauffer, die 81-jährige Zürcher Kulturpreisträgerin von 2015.

Die Einführung des Computers auf meinem Büro war eine Zangengeburt. Meine Sekretärin und ein junger Mitarbeiter schafften es, dass ich meine diesbezüglichen Widerstände aufgab. Nach wie vor zeichne ich am liebsten «von Hand». Ich begriff und nutzte das Gerät aber als geniale Schreibmaschine. Auch ich verharre manchmal lieber im Vertrauten. Dem schnellen Zeitenwandel ist das allerdings egal. Wie umfassend diese technischen Geräte unsere gestaltete Umwelt schon prägen, können wir erst erahnen.

Fazit am Ende meines Berufslebens und was im Architektenberuf ausgehalten werden muss: Jede Bauaufgabe ist ein neuer Anfang mit ganz neuen Herausforderungen. Kein «Werk» ist für die Ewigkeit. Im besten Fall wird es zum Zeitzeugen. Spätestens nach 20 Jahren wird daran herumgewerkelt. Mit oder meistens ohne den ursprünglichen Verfasser.

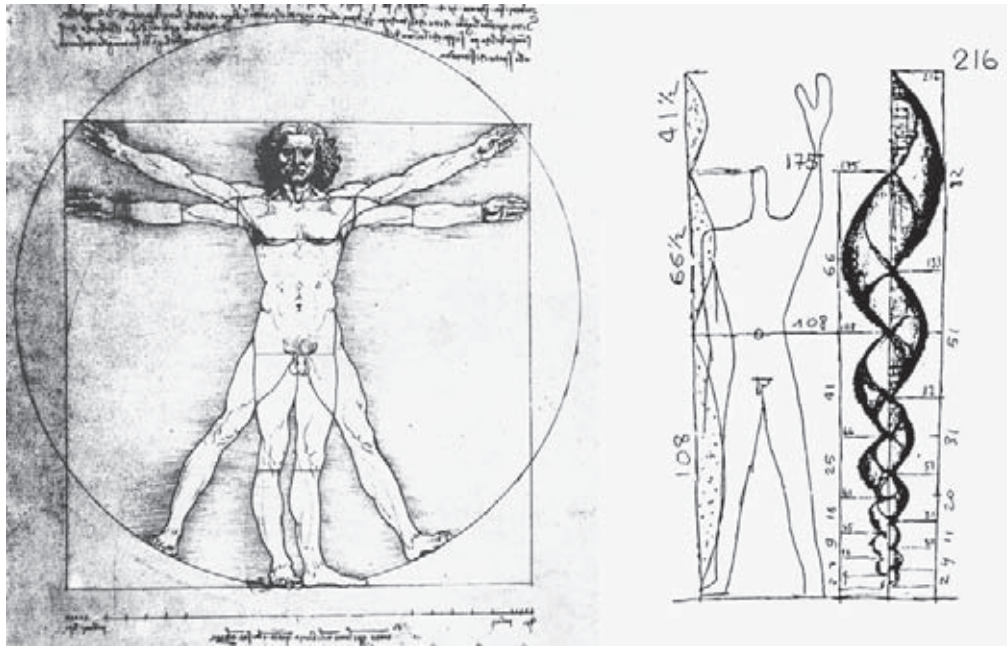
3. Teil: Weitere Lehrjahre in Küsnacht

Zurück zu den Wurzeln

2007 hatte ich Gelegenheit, für ein Jahr sozusagen in Untermiete eine kleine Wohnung im Heslibach zu nutzen. Ich war gerade 60 Jahre alt geworden und wollte mir Gedanken über meinen Lebensabend machen. Dazu fand ich es besonders reizvoll, an meinen Wochenenden geografisch «zurück zu den Wurzeln» gehen zu können. Ich begann, alte Trampelpfade aufzusuchen, nach dem «Herz» meines alten Dorfes zu fahnden. Gerade eben wur-

de «unsere» Liegenschaft unter Schutz gestellt. Einen Kauf durch die Gemeinde lehnten die Stimmbürger jedoch ab. Das gab mir eine weitere Galgenfrist für ein Verbleiben in Küsnacht.

Ich begann, mich für die aktuellen Anliegen im Dorf zu interessieren, erwog sogar, wieder ganz in meine alte Heimat zurückzukehren. Als ich 2009, wie alle Einwohner, die Einladung zu einem öffentlichen Mitwirkungsverfahren im Briefkasten fand, bei dem es um die Ziele und weitere Aspekte zur Entwicklung und Gestaltung des Dorfzentrums ging, war ich begeistert. Was für ein Wiedereinstieg! Seit den Modellstudien in meinem Lehrbetrieb von damals waren fast 50 Jahre vergangen. Von der missglückten Planung 2007 hatte ich nur ganz am Rand gehört. So ging ich ganz unbefangen und voller Vorfreude an den ersten Anlass. Und ich blieb in Küsnacht.



«Der Mensch» von Leonardo da Vinci und Le Corbusier, als Mass aller Dinge. Wo ist seine Mitte?

Lernfeld Dorfpolitik

Ist Küsnacht ein Dorf? Oder doch eine Stadt? Warum ist es ein schönes Dorf? Entgegen anderen Ratings suchen die SRF und die Schweizer Illustrierte im Jahr 2015 das schönste Dorf der Schweiz. Man kann auswählen zwischen Bosco Gurin, Guarda, Corippo, Werdenberg, Soglio und anderen, die es in die Finalgruppe geschafft haben. Ohne Zweifel: Das sind alles richtig schöne Dörfer. Und klein dazu. Küsnacht erreichte die Grösse zur Stadt im Jahr 1955! Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir stolz auf diese Zahl von 10 000 Einwohnern waren. Wir Zweitklässler feierten das in der Schule.

Im selben Jahr – 1955 – kaufte die Gemeinde das Grundstück oberhalb der Bahn, über das wir Küsnachter immer noch nachdenken. Man hatte damals Grosses vor. Heisst

das, dass wir seit 60 Jahren versuchen, uns daran zu gewöhnen, die Grösse einer Stadt zu haben? Dass wir seit 60 Jahren hadern, weil wir kein ländliches Dorf mehr sind? Dass wir uns seit 60 Jahren nicht entschliessen können, dem Zeitenlauf immer wieder ein neues lebendiges Gesicht zu geben? Oder es lieber dem Zufall überlassen?

Was zeichnet ein Zentrum in einem Dorf aus? Was ist ein Stadtzentrum? Wo hat Küsnacht seine Mitte? Haben wir noch eine Empfindung für die Mitte? Liegt diese beim Menschen beim Bauchnabel oder eher im Magen? Oder gar im Herzen?

Die geografische Mitte der Schweiz ist die Alp Älggi bei Sachseln. Im Herzen der alten Eidgenossenschaft. Im November 2007 hat Regierungsrätin Ursula Gut, zusammen mit Jung und Alt, den präzisen Mittelpunkt des Kantons Zürich eingeweiht. Er liegt auf der Wiese Chriesrüti bei Wangen. Von dort hat man eine schöne Aussicht in alle Richtungen des Kantons – und bekommt eine Empfindung für seine Grösse. Sucht man grob nach dem geografischen Mittelpunkt von Küsnacht, liegt dieser sehr nahe bei der Burgruine Wulp. Weit weg von Limberg, Schmalzgrueb und dem Bahnhof SBB. Ein etwas verlassener Ort. Oder wäre dort vielleicht ein Schatz zu heben? Klar, es gibt ein historisches Zentrum bei der ehemaligen Johanniter-Komturei. Früher war es die Dorflinde, die Gerichtslinde oder auch die Friedenslinde, um die man sich bei Freud und Leid versammelte. Aber die Idee einer Dorflinde im Projekt des neuen Dorfplatzes beim Gemeindehaus konnte die Küsnachter auch nicht begeistern. Jetzt steht da ein Ginkgobaum. Das ist eine uralte Baum-Pflanze, vermutlich aus China, die wie die Linde sehr gross und alt werden kann. Seine Heilkraft soll die geistige Leistungskraft steigern und das Zurechtkommen im Alltag erleichtern. Seit Jahrtausenden wird er als kraftspendend und lebensverlängernd verehrt. Sollten wir uns vielleicht mit ihm beschäftigen?

Vorschlag des Verschönerungsvereins am 05.12.2005 für einen grossen Park als Ergänzung zur Initiative Spillmann, die ein unterirdisches Parkhaus einforderte.

Was mir am Mitwirkungsverfahren sehr gefiel: Nachdem wir uns darauf besonnen hatten, was uns persönlich an ansprechenden Orten besonders auffällt, gefällt, haben wir uns Stück für Stück dem genähert, was wir dann in 10 Empfehlungen an den Gemeinderat weitergeben konnten. Es ging dabei weder um Lösungen noch um konkrete Vorschläge. Das war auch nicht unsere Aufgabe. Aber es ging um sehr Wesentliches, über das wir uns gemeinsam, querbeet einigen konnten. Zum Beispiel: Empfehlungen zum Charakter, zur Stimmung, zur Nutzung, zu den Angeboten, zur ortsbaulichen Entwicklung, zur Art der Grünfläche, zu Verbindungen, zum Parkieren, zur Verkehrsführung usw. Vieles, was schon bei früheren Projekten angedacht worden war, fand in den Anliegen wieder gebührend Platz. Es lohnt sich, diese Empfehlungen in vollem Wortlaut nachzulesen. Sie sagen viel aus über unsere Wünsche und Vorstellungen vom Zusammenleben. Und sie sind vollumfänglich ins Wettbewerbsprogramm für die Architekten eingeflossen. Zu diesen Empfehlungen wurde an der Gemeindeversammlung vom 23. März 2011, als es um den Kredit für den nächsten Schritt ging, kein einziges Votum ergriffen. Sie waren einfach einleuchtend und nachvollziehbar. Lediglich Formfragen des Wettbewerbs wurden damals zum Thema.

Neue Aufgaben

Seither folgten für mich Jahre des intensiven Lernens. In der Steuerungsgruppe, in der Jury, an Gemeindeversammlungen, in persönlichen Gesprächen, in verschiedenen Gremien. Es wurde allseits unglaublich viel und sorgfältig gearbeitet, um diesem Projekt eine Chance zu geben, um die Schwierigkeiten zu meistern, die dieses spezielle Areal zweifellos aufweist. Verantwortliche wechselten, Wahlen brachten neue Gesichter, Spezialisten verfassten vertiefende Studien. Strukturen wurden geschaffen, Vereinbarungen getroffen. Nach umfassenden Vorbereitungen von sehr vielen Beteiligten konnten die Architekten und Fachplaner nun im Frühjahr 2015 endlich die eigentliche Projektarbeit in Angriff nehmen. Bald werden die Bemühungen sichtbar. Ein Bauvorhaben, das viele Wünsche und Erwartungen befriedigen könnte. Es wird weder das schönste noch das beste Dorfzentrum der Schweiz werden. Aber ein brauchbares, an dem viele mitgewirkt haben, das viele nutzen werden. Und eines, das sich spätestens nach 20 Jahren weiterentwickeln wird. Vielleicht zu einem Mittelpunkt eines Stadtdorfes. Warum also immer noch so viele Bedenken?

Nachklang

Noch erinnern sich viele an frühere, gescheiterte Anläufe. Hängengebliebene Vorstellungen verstellen den Blick für Gegenwärtiges. Es wäre sehr reizvoll, dieser 60-jährigen Planungsgeschichte um immer dasselbe Areal und dieselben Anliegen vertieft auf den Grund zu gehen. Vergnügt oder staunend in alten Protokollen zu stöbern. Vielleicht Verhaltensmuster, Rhythmen oder etwas Typisches für Küsnacht zu erkennen, um daraus zu lernen. Allein bei mir stehen nun nach fünf Jahren Mitarbeit sieben Bundesordner auf dem Regal. Nicht auszudenken, was sich zu diesem Thema im Gemeindehausarchiv angesammelt hat. Von den Kosten für die erfolglosen Planungen ganz zu schweigen. Verschiedene Chronologien sind schon verfasst worden, unter unterschiedlichen Gesichtspunkten, je nach Verfasser und Adressat. Planungshöhepunkte waren: 1955, 65, 75, 85, 95, 2005,15… Damit wir nicht so vergesslich sind. Und endlich etwas Neues zulassen. Einen mutigen Schritt einfordern. Natürlich sprengt eine solche Arbeit den Rahmen dieser Lehrzeit-Gedanken. Ein Phänomen bleibt es allemal. Andernorts wurden in diesem Zeitraum ganze Städte neu erbaut und zum Blühen gebracht. Es kann nicht nur an den Finanzen und einer möglichen Steuererhöhung liegen. Wer hat im Märchen von Frau Holle letztendlich den Kürzeren gezogen? Auch Märchen wurden erzählt, um daraus etwas zu lernen.

Wann bekommen wir das Fähigkeitszeugnis für Konsens, für gemeinsames Wirken, damit Spätere darauf aufbauen können?

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch